

Manfred Schneider

Castraten am Conjekturenwebstuhl Nietzsches Klage über den »femininischen Stimmklang« in der Philologie

Es gibt in der deutsch-französischen Freundschafts- und Feindschafts-Geschichte eine große Begegnungs-Szene. Sie fällt auf den 2. Oktober 1808 und fand in der Kurmainzischen Statthalterei in Erfurt statt, dort wo heute die Ministerpräsidenten von Thüringen ihre milde Herrschaft ausüben.

An jenem Tag hatte der große gestrenge Herrscher über Westeuropa, der französische Kaiser Napoleon Bonaparte, den deutschen Dichter und einstigen Kriegsminister im Herzogtum Sachsen-Weimar, Johann Wolfgang von Goethe, zur Audienz gebeten. Es waren die Tage der großen »Flut von Mächtigen und Großen der Erde«, wie Goethe an Zelter schrieb.¹ Der Kaiser hatte nahezu alle gekrönten Häupter Europas zu sich bestellt: den Zar Alexander, die Könige von Sachsen, Bayern und Westfalen, ebenso den Herzog Carl-August von Sachsen-Weimar und noch weitere Duodezfürsten aus verschiedenen Winkeln Deutschlands sowie kleinere Würdenträger aller Geschlechter. Als sich Goethe an diesem 2. Oktober dem frühstückenden Kaiser vorstellte, begegneten sich nicht nur zwei Politiker, sondern auch zwei Dichter. Napoleon hatte, ehe er Alteuropas politische Ordnung in Stücke legte, selbst Novellen geschrieben² und dazu nach eigener Auskunft Goethes Jugendroman »Die Leiden des jungen Werthers« siebenmal gelesen.³

* Druckversion des Vortrages am 28. September 2019 im Rahmen des Nietzsche-Kolloquiums »Das dominante Ueber-Thier: Nietzsches Konstruktionen von Männlichkeit« in Sils-Maria.

¹ Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832. Hg. von Hans-Günter Ottenberg u.a. In: Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Hg. von Karl Richter u.a. Münchner Ausgabe, Bd. 20.1. München 1991, S. 201.

² Napoléon Bonaparte, Œuvres littéraires. Hg. von Alain Coelho. Nantes 1979.

³ Goethes Gespräche. Gesamtausgabe. 5 Bde. Hg. von Flodoard Freiherr von Biedermann. Leipzig 1909–1911, Bd. 1, S. 538.

Castraten am Conjekturenwebstuhl 197

Napoleon war ein bekennender Goethe-Fan, und Goethe war von Napoleon fasziniert, obwohl eben zwei Jahre zuvor französische Soldaten beinahe sein Weimarer Haus geplündert hatten. Es trafen sich zwei Literaten und Politiker europäischer Prominenz. Goethe hat sich über diese Begegnung selbst mehrfach geäußert, auch zu der Kritik, die der allmächtige Kaiser an seinem »Werther«-Roman geübt hat. Eine ganze Stunde lang unterhielten sich die beiden über Literatur und Politik. In die Geschichte, vor allem in die deutsche Geschichte, ist jedoch der Ausruf eingegangen, mit dem Napoleon Goethe an diesem Morgen begrüßte. Er sagte überrascht, beeindruckt und anerkennend zu seiner Entourage: »Voilà un homme!«⁴

Dieses Wort, man hat keinen Grund daran zu zweifeln, sollte heißen: »Seht her, dieser hier ist ein wahrer Mann!« Goethe hat den kaiserlichen Gruß auch so verstanden, aber er hat in dem Satz Napoleons eine weitere Botschaft vernommen, die alle Poesie und Politik hinter sich läßt. Was er noch weiter erlauscht haben will, steht in einem Brief, den er wenige Wochen nach der Erfurter Begegnung an seinen Freund, den französischen Diplomaten Karl Friedrich Reinhard geschrieben hat. Reinhard war ein schwäbischer Philologe, der in französische diplomatische Dienste getreten war und im Jahre 1808 sogar zum Gesandten in dem von Napoleon zusammengeflickten Königreich Westfalen aufsteigen sollte. Dort, in Kassel, tat er gerade Dienst am Hofe von Napoleons jüngerem Bruder, »König Lustig« Jérôme Bonaparte. Reinhard war mit Goethe seit ihrem Kennenlernen in Karlsbad befreundet, und er wusste als französischer Spitzendiplomat natürlich von der Begegnung des Dichters mit dem Kaiser in Erfurt. An Goethe schrieb er daraufhin: »Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: ›Voilà un homme‹. Ich glaub' es; denn er ist fähig dies zu fühlen und zu sagen«.

Und wenige Wochen später schrieb Goethe an Reinhard zurück:

Also ist das wunderbare Wort des Kaisers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrunge! Sie sehen daraus, dass ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das *Ecce homo* im umgekehrten Sinne auf

⁴ Ebd., S. 539. Vgl. die sehr schöne, alle Quellen erschöpfende Darstellung von Gustav Seibt: Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung. München 2009.

mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivität des Herrn der Welt zufrieden zu seyn.⁵

In dem wunderbaren Wort »voilà un homme«, das der Herr der Welt, Kaiser Napoleon, an seinen Besucher richtete, hörten Goethes Ohren den Pilatus-Gruß zum Angeklagten Jesus widerklingen, wie er vom Apostel Johannes auf Lateinisch berichtet wird: »Ecce homo«. Auch damals, in den ersten dreißiger Jahren der neuen Zeitrechnung, war es ein Herr der Welt, nämlich Kaiser Tiberius, der durch den Mund seines Statthalters Pilatus den christlichen Herrn der Welt, nämlich Jesus, mit dem »Ecce homo«-Wort empfing. Diese welthistorische und, blickt man in die Folgen, messianische Szene schien sich in Erfurt zu wiederholen. Oder, wie Goethe meinte, kehrte sie sich um.

Nun stellen sich gleich mehrere Fragen: Was kehrte sich in Erfurt um? Und vor allem: Was heißt »voilà un homme« als umgekehrtes »ecce homo«? Heißt es: »Siehe da, ein Mann« oder heißt es: »Siehe da, ein Mensch«?

Das ist eine philologische Frage, und Philologie ist im weitesten Sinne Thema der folgenden Seiten. Sowohl der Philologe Reinhard als auch Goethe und der spätere Kommentator dieser Szene, der Philologe Friedrich Nietzsche, verstanden den Gruß aus dem Munde des Herrn der Welt so, dass er dem deutschen Dichter das emphatische Prädikat eines *wahren Mannes* verlieh. Daher ist es ein wenig erstaunlich, dass Goethe darin überdies den messianischen, wenngleich seines theologischen Gehaltes beraubten biblischen Satz vernahm: *Ecce homo*: »Siehe da, ein *Mensch!*« Philologisch gilt es, zur Klärung von Bedeutungsfragen nach dem Urtext zu greifen und in dem griechischen Original des Johannesevangeliums, Kapitel 19, Vers 5 nachzulesen. Dort steht: *ιδὸν ὁ ἄνθρωπος*. An dieser Stelle kann also kein Zweifel darüber sein, dass das griechische Wort *ἄνθρωπος* nicht *Mann*, sondern *Mensch* bedeutet. Mit *Ecce homo* oder *ιδὸν ὁ ἄνθρωπος* wird das Gattungswesen bezeichnet und nicht seine, wie wir nur allzu gut wissen, hochproblematische Spielart namens Mann.

⁵ Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart/Tübingen 1850, S. 44.

Und die »Umkehrung«, von der Goethe sprach? Was kehrte sie um? Wenn Pilatus dem Delinquenten Jesus, der sich einen »König« nannte, das Prädikat des »Menschen« verlieh, muss die »Naivität« des Herrschers dann nicht in der *Umkehrung*, die Minister Goethe feststellte, dem Goethe-Menschen eine königliche Qualität zugesprochen haben?

Ungeachtet aller philologischen Befragung steht fest, dass 1808 in Erfurt eine große deutsch-französische Szene stattfand. Und diese Szene hat auch dem Liebhaber welthistorischer Szenen, übermenschlicher Vorkommnisse und Gespräche großer Geister Friedrich Nietzsche gefallen. Daher stellt sich, keineswegs nebenbei, die weitere philologische Frage, ob nicht Nietzsche, als er seiner späten Schrift und Selbst-Darstellung den Titel »Ecce homo« gab, in dieser biblischen Zitation zugleich jenen Doppelsinn, oder »Umkehrungs-Sinn«, mitschwingen lassen wollte, den Goethe aus Napoleons Erfurter Begrüßung heraushörte. Auch Andreas Urs Sommer hat die plausible Vermutung geäußert, dass Nietzsche die emphatische *Voilà-un-homme*-Bedeutung im Titel seines Buches »Ecce homo« nachklingen lassen wollte.⁶

Nietzsche hat diese Szene in der Erfurter Statthalterei als eine große deutsche Mannes-Epiphanie gefeiert. Im Sechsten Hauptstück von »Jenseits von Gut und Böse«, das die Überschrift trägt »Wir Gelehrten«, wird die Szene am Ende einer längeren, mit subtiler Bosheit angereicherten Reflexion zur deutschen Männlichkeit oder vielmehr zur männlichen Skepsis, in Erinnerung gerufen. In diesem Abschnitt 209 spricht Nietzsche über den Mangel an Männern, zumal an mutigen, zu geistigen Polar-Expeditionen befähigten Eroberern in der neueren deutschen Geschichte. Dabei denkt er nicht an irgendwelche Männer, sondern an Kerle mit *Voilà-un-homme*-Kaliber. Bereits den preußischen König Friedrich Wilhelm I., den Vater Friedrichs des Großen, schreibt er, habe dieser Männermangel beunruhigt. Zumal beim Blick auf seinen Sohn Friedrich wollte sich die königliche Skepsis nicht beruhigen. Doch, wie man weiß, zeigte der weichliche junge Prinz Friedrich dann doch der Welt, was ein Mann ist, und er machte Preußen zu einem

⁶ Andreas Urs Sommer, Kommentar zu Nietzsches »Der Antichrist«, »Ecce homo«, »Dionysos-Dithyramben« und »Nietzsche contra Wagner«. In: Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken. Hg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 6.2. Berlin 2013, S. 354.

mächtigen, wenn auch später wenig glückbringenden Akteur auf Europas Kriegstheatern. Damals sei dieser Mangel, wie es Nietzsche an gleicher Stelle ausdrückte, durch »[...] in's Geistige gesteigerten Fridericianismus« behoben worden, da nämlich: »[...] Europa eine gute Zeit unter die Botmässigkeit des deutschen Geistes und seines kritischen und historischen Misstrauens geriet.« Und wem verdankte Europa das? Nietzsches überraschende Antwort: »[...] dem unbezwinglich starken und zähen Manns-Charakter der grossen deutschen Philologen und Geschichtskritiker...«.⁷

Das klingt gut, aber wer zum Beispiel war ein solcher großer deutscher Philologe? Welcher Name musste da fallen? Am Ende des Abschnitts gibt Nietzsche die Antwort, indem er noch einmal die Erfurter Szene im Oktober 1808 aufruft. Er schreibt:

Man verstehe doch endlich das Erstaunen Napoleon's tief genug, als er Goethen zu sehen bekam: es verräth, was man sich Jahrhunderte lang unter dem ›deutschen Geist‹ gedacht hatte, »Voilà un homme!« – das wollte sagen: »Das ist ja ein Mann! Und ich hatte nur einen Deutschen erwartet!« –⁸

Die deutschen Philologen, behauptet Nietzsche, hatten Europa eine Zeitlang unter ihre geistige Botmäßigkeit gebracht, ganz wie Napoleon über ganz Europa sein politisches Zepter schwang. In diesem Sinne begegneten sich in Erfurt gleich zwei Herren der Welt: ein deutscher philologischer Herrscher und ein französischer politischer Herrscher. Um das völlig klar zu machen, zitiert Nietzsche nicht nur das historisch verbürgte Wort »Volià un homme«, sondern er ergänzt die wörtlich angeführte Bemerkung Napoleons um den erfundenen Satz: »Und ich hatte nur einen Deutschen erwartet.« Der Kaiser hat nicht nur bewundert, sondern der Kaiser war auch überrascht.

Eine solche Ergänzung oder Erklärung, um im Text eines historischen Dokumentes eine Lücke zu füllen oder um ihn verständlich zu machen, nennt man eine Konjektur. Konjizieren ist ein philologi-

⁷ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*. In: Ders., *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe. KSA. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 1980, Bd. 5, S. 141.

⁸ Ebd., S. 142.

sches Verfahren. Genauer definiert die Philologie die Konjektur als eine »plausible Vermutung«, die zur Ergänzung eines Textes beiträgt.⁹ Damit ist der Umkreis der folgenden Überlegungen bezeichnet: In welchem Feld des Sinns und der philologischen Politik spielt diese Konjektur, mit der Nietzsche Napoleons auf Goethe gemünztes Pilatus-Zitat ergänzt, um den Mannes-Charakter der deutschen Philologen zu betonen. Daher ließe sich Nietzsches Lesart in einer eigenen kühnen philologischen Vermutung auch wieder ergänzen: So hätte Napoleon zu Goethe auch gesagt haben können: »Voilà un philologue! Donnerwetter ein Philologe!«

Der Gedanke aus »Jenseits von Gut und Böse« besagt: Auch Philologen und Historiker können als Akteure auf dem Feld der großen Politik und Geschichte auftreten. Das hat der »gesteigerte Fridericianismus« unter Beweis gestellt, mit anderen Worten: die gesteigerte Politik und königliche skeptische Männlichkeitssorge. Philologie und Altertumswissenschaft sind nicht unpolitische akademischen Gelehrtenspiele, die nur in Seminaren und Bibliotheken Staub aufrühren, sondern sie schreiben kräftig mit an der Welthistorie. Ihre männlichsten Vertreter können einen ganzen Kontinent unter ihre Botmäßigkeit bringen. Vorausgesetzt ist dabei nur, dass diese Philologie von wahren *fridericianischen* Männern betrieben wird, von Männern wie Goethe zum Beispiel, den Nietzsche ebenso unter die Philologen rechnete wie Richard Wagner oder Arthur Schopenhauer. Die deutsche Philologie hat daher im Auge des Autors von »Jenseits von Gut und Böse« eine europäische Mission.

Man muss hier daran erinnern, dass gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts tatsächlich die deutsche Altertumswissenschaft und Philologie, allen voran der Homereditor Friedrich August Wolf, weltweit führend waren. Die mit dem Namen Wilhelm von Humboldts verbundenen Reformen der Hochschulen und später des Gymnasialunterrichtes in Preußen, die dann ein erfolgreiches Exportprodukt wurden, beförderten diese Philologen, vor allem die Latein-

⁹ Anne Bohnenkamp, Textkritik und Textedition. In: Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft. Hg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München 2001, S. 179–203.

und Griechisch-Lehrer, zu staatspolitisch beauftragten Vertretern einer neuen Konzeption der Bildung und des Unterrichts. Diese Bildungsreform nahm den Gedanken der Renaissance und der Aufklärung ernst, dass die griechische und römische Antike, dass Athen und Rom zeitlose ideale Modelle und Vorbilder für Staat, Politik und Bildung bereithielten, und sie verankerte ihn in Universitäten und gymnasialen Lehrplänen. Damit die klassische Überlieferung auf diesem Wege zur Staatsmission und zum Politikum werden konnte, musste vieles zusammenspielen. Vorausgesetzt war wenigstens, dass die literarische Überlieferung der griechischen und römischen Klassik, d.h. Recht, Literatur, Kunst, Politik, in jedermann zugänglichen Ausgaben greifbar war. Dafür haben in der Tat Philologen gesorgt und damit effektiv in die Weltgeschichte hineingewirkt. Nicht nur in Deutschland. Nahezu alle namhaften Akteure der Französischen Revolution, Danton, Robespierre, Desmoulins, Sieyès, Fouché, waren Zöglinge von Kollegs und Universitäten, wo sie über Jahre hinweg römische Literatur, Geschichte und römisches Recht studiert hatten. Sie lasen Plutarch und Cicero wie heilige Bücher. Die Französische Revolution inszenierte sich daher selbst als eine Wiederkehr der Antike. Über diese revoltierenden Penner spottete daher Karl Marx in seiner Schrift von 1852 »Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte«, dass...

Camille Desmoulins, Danton, Robespierre, St. Just, Napoleon, die Heroen wie die Parteien und die Masse der alten französischen Revolution in dem römischen Kostüme und mit römischen Phrasen die Aufgaben ihrer Zeit, nämlich der Herstellung der bürgerlichen Gesellschaft vollbrachten.¹⁰

Die Grundlage von allem bildeten die übersetzten römischen Klassiker, Livius, Cicero, Vergil. Vor allem jedoch der Grieche Plutarch, der bereits Roms Geschichte als die Erneuerung oder zweite Auflage der Geschichte Athens beschrieben hatte, und der in seinen βίοι παράλληλοι, den Parallelbiographien, die leitenden mythischen und historischen Figuren Griechenlands und Roms, Theseus und Romulus, Demosthenes und Cicero, Perikles und Fabius Maximus, Alexander

¹⁰ Karl Marx, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. In: Ders. / Friedrich Engels, Gesamtausgabe. MEGA, Bd. 11. Werke, Artikel, Entwürfe Juli 1851 bis Dezember 1852. Boston 1985, S. 96–189, hier S. 96.

den Großen und Caesar, als Zwillinge einer gleich oder ähnlich ablaufenden Wiederholungsgeschichte dargestellt hatte. Sowohl Hegels Feststellung in seinen »Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte«, dass sich die Staatsumwälzungen in der Weltgeschichte durch Wiederholungen ins Recht setzten,¹¹ als auch die Anknüpfung von Marx, der angesichts des Staatsstreichs von Napoleons Neffen Louis Napoleon hinzufügte, dass diese Wiederholung einmal als Tragödie und einmal als Farce gespielt würden, nahmen die Plutarchische Lesart der Dinge auf. Erst recht hatte der Herrscher der Welt, Napoleon, den Plutarch gelesen, und er betrachtete seinen Auftritt in der Weltgeschichte als Wiederkehr und Vollendung von Gaius Julius Caesar, dessen Schriften er gleichfalls sorgfältig studiert hatte. Aber man kann sagen, dass alle Gebildeten im 18. und 19. Jahrhundert Plutarch gelesen haben, er war der meistgelesene antike Autor dieser Zeit. Auch Goethes Gedanke, dass sich in Erfurt 1808 die biblisch-historische *Ecce-homo*-Szene wiederholte, ist von diesem Studium beeinflusst. Die Spuren dieser einflussreichen, aber auch verführerischen intellektuellen Vorstellung, dass die Geschichte solche Reprisen aufführt, finden sich nicht nur bei Goethe, Hegel oder Marx, sondern bereits bei Friedrich Schiller. Er schickt seinen Dramenhelden Karl Moor als Plutarch-Leser auf der Bühne, lässt ihn die Geschichten von den »großen Menschen« preisen und über das »schlappe Kastratenjahrhundert« wettern. Ebenso empfahl Friedrich Nietzsche, der Karl Moors Kastraten-Wort seinem Wortschatz einverleibte, das Plutarch-Studium und rief im § 6 der Unzeitgemäßen Betrachtung »Vom Nutzen und Nachteil der Historie« seine Leser dazu auf: »Sättigt eure Seelen an Plutarch und wagt es an euch selbst zu glauben, indem ihr an seine Helden glaubt.«¹² Wer wird nicht vermuten, dass dieser Plutarch-Glaube auch in Nietzsches Gedanken zur »ewigen Wiederkehr des Lebens« hineinwirkte.

Noch einmal: Die Reinszenierungen Griechenlands in der Römischen Republik und später im Römischen Imperium Frankreichs nach 1789 setzten von Philologen betreute und kritisch kommentierte Klassi-

¹¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Werke in zwanzig Bänden. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion: Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a.M. 1969–71, Bd. 12, S. 380.

¹² Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 295.

kerausgaben voraus. Es waren die Lehrbücher der großen Politik. Das berühmte Wort Napoleons gegenüber Goethe »La politique, c'est de la fatalité«¹³ ist ein aus Tragödienlektüren zitiertes Schulwissen. Der von Napoleon tief beeindruckte Goethe nannte es »wahre Fragestücke aus dem Kaiserkatechismus«.¹⁴ Napoleon war fest davon überzeugt, dass man die antiken Autoren und ihre modernen Nachahmer kennen müsse, um in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen. Er hatte ganze Tragödien auswendig gelernt und zitierte sie gerne. So deklamierte er bei passender Gelegenheit aus Corneilles Tragödie »Cinna« den Vers, der sein Machstreben aus Göttersicht feierte: »Tous ces crimes d'État qu'on fait pour la couronne, / Le ciel nous en absout, alors qu'il nous la donne.«¹⁵ Der Erfolg, der das politische Verbrechen mit der Königskrone belohnt, erteilt die Absolution. Das Motiv seines Klassikerstudiums erläuterte Napoleon nach dem Protokoll Talleyrands ebenfalls seinem Besucher Goethe: »une bonne tragédie doit être regardée comme l'école la plus digne des hommes supérieures!«¹⁶ Die Tragödie, das ist die hohe Schule der Großen. Aber, und damit kehren wir zu Nietzsche zurück: Man musste die antiken Autoren als *Voilà-un-homme*-Mann lesen, man musste als hochbegabter *Voilà-un-homme*-König oder General aus dem edlen Lehm der *hommes supérieurs* in die Tragödienschule gehen. Man könnte auch doppeldeutig hinzufügen: Die Philologie musste *friderizianisch* werden, und Nietzsche war ein solcher preußisch getaufter Friedrich.

Aber Mitte des 19. Jahrhunderts drohte die deutsche Philologie ihre *friderizianische* Größe und europäische Vorherrschaft allmählich einzubüßen. Bereits während seines Studiums der Philologie in Bonn und Leipzig entwickelte Nietzsche ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Wissenschaft. Zunehmend verachtete er die Philologie als uninspiriertes Handwerk und verunglimpfte ihre Vertreter als gedankenarme

¹³ Die franz. Quelle: Charles Florange / A. Wunsch, *Entrevue de Napoléon Ier et de Goethe* (1808). *Suivi de l'entretien avec Wieland*. Paris 1932, S. 12. Deutsch: *Goethes Gespräche* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 539.

¹⁴ Ebd., S. 547.

¹⁵ *Mémoires du prince de Talleyrand*. Publiées avec une préface par le duc de Broglie de l'Académie française, Bd. 1 (1754–1808). Paris 1891, S. 404.

¹⁶ Ebd., S. 442.

Bücherwälzer. Gerade auf die Metonymie für alle philologische Tätigkeit, die *Konjektur*, türmte er gerne seine Vorbehalte. Im Jahre 1864, als er seine Abhandlung über die Sprüche des griechischen Dichters Theognis von Megara redigierte, klagte der junge Nietzsche gegenüber seinem Studienfreund Hermann Mushacke, wie sehr er an dieser »philologischen Holzhackerei« litte.¹⁷ Nicht weniger herablassend fiel die Bemerkung vom »Conjekturenwebstuhl«¹⁸ aus, oder sein Spott über die an den Gymnasien herangezuchteten »Conjekturen-Wüstlinge«,¹⁹ die »vergraben unter Dialekten, Etymologien und Conjekturen, ein Ameisenleben führen«.²⁰ Er lästerte in einem Brief an den Freund Erwin Rohde über seine Kollegen, ihre »abgestandenen Conjekturen«, ihre »Conjekturenritte«, die »Scheidemünze« ihrer Conjekturen²¹ und er nannte sich auch einmal selbstironisch einen »Conjekturen-Dachshund«, der kein »ehrliches Gewerbe« betreibe.²²

Der Riss, den Nietzsche in der Disziplin der Philologie feststellte, spaltete auch – nimmt man das Wort aus »Jenseits von Gut und Böse« ernst – die Weltgeschichte. Jedenfalls teilte sich die philologische und die historische Gegenwart in zwei Kontinente: Die eine war in Nietzsches Auge bewohnt von *friderizianischen*, nordpolfähigen, mit Napoleonischen *Voilà-un-homme*-Gütesiegeln prämierten Männern. Und auf der anderen Seite standen die, man müsste sagen: »unmaskulinischen« Halb Männer. Und weil sie namenlose Spottgestalten ihres Geschlechts waren, bedachte sie Nietzsche in einem Hagel von herablassenden Namen und Benennungen: Er nannte sie »wimmelndes Philologengezücht«,²³ bezeichnete sie als Eunuchen, Castrirte, Beschnittene, Feminische, Impotente oder auch als Hermaphroditen.

Man sieht also, dass Nietzsches *philologische* Welt, die zugleich ein gesteigerter historischer und metaphysischer Schauplatz ist, nicht durch

¹⁷ Brief vom 14. März 1866, Friedrich Nietzsche, Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe. KSA. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 1986, Bd. 1, S. 116.

¹⁸ Nietzsche, KSA Werke, Bd. 7, S. 438 (19/53).

¹⁹ Ebd., Bd. 1, S. 705.

²⁰ Ebd., S. 706.

²¹ Brief vom 3./4. Mai 1868, Nietzsche, KSA Briefe (wie Anm. 17), Bd. 2, S. 273.

²² Brief vom 22. März 1873, ebd., Bd. 4, S. 137.

²³ Brief vom 20. November 1868, ebd., Bd. 2, S. 344.

die Unterschiede von gut und böse, schön und hässlich, groß und klein, wahr und falsch, erst recht nicht durch weiblich und männlich geteilt ist. Ihre Gegensätze verkörpern sich vielmehr in zwei Prototypen des einen Geschlechts: im Mann und im Nichtmann oder im Nihmeherganzmann. Den *friderizianischen* Gelehrten und sein Mannestum trennt der kontinentale Abstand vom *castrierten* Gelehrten. Immer wieder operiert Nietzsche mit dieser Castrations-Unterscheidung. Er lässt Karl Moors Diktum in zahlreichen Varianten über seine Zunge laufen.

Dieser Graben, den er durch die Philologie (und die Weltgeschichte) gehen sah, wurde allerdings noch tiefer, noch abgründiger, als Nietzsche nach der Veröffentlichung seiner »Geburt der Tragödie« im Jahr 1872 von seinen Kollegen aus dem akademischen Stand der Philologen ausgestoßen wurde. Nietzsche wunderte sich ein wenig naiv darüber, dass der von ihm in seiner Tragödienschrift mit Hohn und Spott bedachte Stand der Philologen, Kritiker und Ästhetiker sehr unfreundlich reagierte. Den heftigsten Schlag empfing er aus der giftigen, aber gut begründeten Kritik des jungen Philologen Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, der die Tragödienschrift unter dem Titel »Zukunftsphilologie!« verriss und damit zugleich den Titel von Richard Wagners 1860 erschienen Broschüre »Zukunftsmusik« parodierte. Wilamowitz-Möllendorff forderte am Ende seines Verrisses den Verfasser der »Geburt der Tragödie« nachdrücklich dazu auf, vom akademischen Katheder herabzusteigen. Er solle nicht weiter durch Gedankenunsinn und historische Verdrehungen »Deutschlands philologische Jugend« vom rechten Weg abbringen. Denn diese Jugend sollte »in der askese selbstverläugnender arbeit lernen [...], überall allein die wahrheit zu suchen«. ²⁴ Und in der Folge blieb tatsächlich die philologische Jugend Nietzsches Basler Vorlesungen fern.

Gewiss stecken in der Tragödienschrift zahlreiche kühne Behauptungen und Irrtümer. Dem Vorwurf fehlerhafter und anachronistischer Thesen in seinem Buch hatte Nietzsche aber längst vorgebeugt. Bereits

²⁴ Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, *Zukunftsphilologie! eine erwidung auf Friedrich Nietzsches ord. professors der classischen philologie zu Basel »geburt der tragödie«*. Berlin 1872, S. 32.

in den Jahren vor Erscheinen des Tragödienbuches bemängelte er in einem Brief an seinen Freund Carl von Gersdorff die Methoden seiner Disziplin, dass sie zu keiner »erhebenden Gesamttanschauung« der antiken Welt gelange.²⁵ Mit ihrer peniblen Aufmerksamkeit für Lücken, kleine Fehler oder Ungereimtheiten in der Überlieferung stünden die Philologen viel zu nahe vor dem Bild des Altertums, so dass sie immer nur einzelne Ölflecken betrachteten, statt an den »großen kühnen Zügen das ganze Gemälde zu bewundern.« Wie sich aber in der »Gesamttanschauung« das Bild der Antike darstellt, das deutete Nietzsche Ende 1872 in seinem Cosima Wagner gewidmeten Aufsatz »Homer's Wettkampf« an. Danach war die griechische Kultur keineswegs von Humanität und Bildung geprägt, wie es der neue *common sense* der Humanwissenschaften lehrte, sondern von Neid, Rivalität und grausamem Kampf. Nietzsches Ikonoklasmus der rosigen Antikenbilder konnte sich auf die Kriegs- und Gräuelszenen Homers berufen, auf dessen »wollüstige Grausamkeit« und das »volle Ausströmenlassen des Hasses«²⁶, etwa wenn Achill den Leichnam Hektors um die Mauern Trojas schleift. Alle Affekte, die die Christen, genauer: die »feige, femininische und zuckersüße Bande«,²⁷ wie Nietzsche im »Antichrist« sagt, im modernen Zivilisationsprozess domestizierten, wurden von den Griechen als völlig natürlich angesehen, weil es die Eigenschaften ihrer Götter waren: grausam, neidisch, eifersüchtig, aber auch hochmütig und häufig von Hybris getrieben. Dieses alte Griechenland Homers war nicht die Welt der gehobenen Menschenliebe und der schönen Seelen, wie es die Klassiker und ihre akademischen Nachbeter an Universitäten und Gymnasien lehrten, sondern ein Kosmos blutiger, schreckenerregender, allerdings auch hochlebendiger, jauchzender oder zu Tode betrübter Kräfte. Dort kannte man das Furchtbare und die blutigen Niederlagen, aber auch den Jubel und den strahlenden Triumph. Erst später hätten die Griechen Formen zur Hegung des Agonalen entwickelt, indem sie ihre Kultur der Wettkämpfe schufen, wo Künstler, Redner, Sophisten, Ringer und Athleten ihre Kräfte maßen. Doch

²⁵ Brief vom 6. April 1867, Nietzsche, KSA Briefe (wie Anm. 17), Bd. 2, S. 209.

²⁶ Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 784.

²⁷ Ebd., Bd. 6, S. 246.

dem Sieger und dem Triumphator gebührte es, betont Nietzsche, nicht dauernd auf dem Piedestal zu stehen; sonst traf ihn der tödliche Neid der Götter.

Die alten Homerischen Wettkämpfe waren aber kein Spiel, sondern gingen auf Leben und Tod. Nicht Nietzsche, wohl aber Giorgio Colli hat in seinem wunderbaren kleinen Buch »Die Geburt der Philosophie«²⁸ von einem solchen Wettkampf erzählt, in den sich der Weise Homer verwickeln ließ. Die älteste vorsokratische Weisheit, erklärt Colli ganz im Sinne Nietzsches, zeigte ihre Überlegenheit darin, dass sich die großen Weisen, die Vorgänger der Philosophen, schwere Rätsel stellten und sie lösten. Daher auch rührte der Ruhm des Rätsellösers Oedipus. Doch es stand dabei alles auf dem Spiel. Denn als Oedipus das Rätsel der Sphinx löste und sagen konnte, welches Tier morgens auf vier, mittags auf zwei und abends auf drei Beinen geht, da war die Sphinx vernichtet, um nicht zu sagen: Sie war kastriert. Colli erzählt nun die mythische Anekdote, wie der Weise Homer, als er einmal auf die Insel Ios kam, von Fischern vor ein Rätsel gestellt wurde: Die Fischer saßen mit leeren Netzen am Strand und lauschten sich. Als Homer sie fragte, was sie denn gefangen hätten, antworteten sie mit einem Rätselsatz und sagten: »Was wir gefangen haben, haben wir zurückgelassen, und was wir nicht gefangen haben, tragen wir bei uns«.²⁹ Damit spielten sie darauf an, dass sie die Läuse, die sie gefangen und getötet hatten, weggeworfen hatten, während sie die noch nicht gefangenen Läuse weiter in den Kleidern trugen. Der Überlieferung nach starb Homer aus Verzweiflung und Scham darüber, dass er das Rätsel nicht hatte lösen können.

Das ist ein Beispiel für den archaischen agonalen und gefährlichen Charakter der Wettkämpfe im alten Griechenland. Es ging um Leben und Tod, aber technisch ging es beim Lösen der Rätsel darum, die passende Konjektur zu finden, die plausible Ergänzung für die Rätselfrage, die der Form nach ein unvollständiger Text ist. Und so notierte sich Nietzsche auch 1875, dass die Tätigkeit der Philologen nichts

²⁸ Giorgio Colli, *Die Geburt der Philosophie*. Aus dem Italienischen von Reimar Klein. Frankfurt a.M. 1981, S. 57ff.

²⁹ Ebd., S. 57.

anderes sei als ein »Rebusrathen«.³⁰ Mit Blick auf die Homerischen Wettkämpfe und mit Blick auf die Wettkämpfe der Philologen ging es nicht um irgendeine Lösung, sondern um die Lösung, die das Leben weiter ermöglicht. Man kann auch in Nietzsches Begriffen sagen: Es ging um eine Lösung des Rätsels, die den Mann nicht zum Kastraten machte. Oder in einem Wort aus »Also sprach Zarathustra«, das Nietzsche auch noch einmal in »Ecce homo« anführt: »[...] wie ertrüge ich es Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Räthselrath und Erlöser des Zufalls wäre?«³¹ Die Lösung war aber nur dann erraten, die Konjektur war nur dann passend, wenn auch sie in den Lebensgrund der griechischen Kultur hineinreichte.

Es war nun Nietzsches kühne spekulative Konjektur, dass er dieses alte Griechenland aus seiner literarischen Überlieferung heraus als eine Lebensform deutete, deren Wesen Streit, Krieg, Hader, Neid gewesen ist. Aller Zwist, das allseitige heftige Verlangen nach Ruhm und Macht, wurden in Krieg und Wettkampf ausgefochten, wozu ganz gleich der Agon der Dichter gehörte. Daher nahm er gegen die hämische Kritik der konjektritterlichen Kollegen für sich in Anspruch, dass er in seinem Panorama des alten Hellas das griechische Wesen als Ganzes verstanden und erklärt hatte. Es ging nicht um Einzelheiten und Kleinigkeiten, es ging nicht um verstreute Flecken, es ging um das große Bild. In diesem Sinne notierte sich Nietzsche 1876: Man kann »[...] eine Sophokleische Tragödie an 100 Stellen falsch verstehen und an vielen verdorbenen Stellen einfach vorübergehen, aber doch die Tragödie besser verstehen und erklären [...] als der gründlichste Philologe [...]«³² Und das heißt: Man kann auf 100 Konjekturen verzichten, wo vielleicht im Detail der Sinn fraglich ist, dennoch vermag man das Ganze einer Tragödie richtig zu verstehen. Doch was heißt »verstehen«?

Noch zehn Jahre nach dem Erscheinen der »Geburt der Tragödie« betonte Nietzsche im »Versuch einer Selbstkritik«, den er der Neuausgabe vorausschickte, dass dieses Buch eine Antwort auf das Rätsel

³⁰ Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 8, S. 23 (3/31).

³¹ Ebd., Bd. 6, S. 348.

³² Ebd., Bd. 8, S. 333 (19/5).

geben wollte: »Was ist dionysisch«? Aber er räumte auch ein, dass er diese Frage besser als Dichter oder vielleicht als Philologe hätte bearbeiten sollen. Am Ende habe er die Frage in seinem Buch nicht wirklich beantwortet, das Rätsel nicht gelöst; immerhin habe er jedoch erkannt, dass hier ein Rätsel vorlag. Und daher schrieb er im Rückblick, das Buch sei schwerfällig, peinlich, bildersüchtig und »verzuckert bis zum Femininischen«. ³³ Es war kein *friderizianisches* Werk.

Die »Gesamtschau« in der »Geburt der Tragödie« zeigt die antike griechische Welt nicht durch die manichäische Teilung von Gut und Böse gespalten, ebenso wenig durch den szientifischen Gegensatz von wahr und falsch oder den moralischen von recht und unrecht. Sie war vielfach zerrissen, aber sie arbeitete *nicht* daran, ihre löchrigen Netze und Texte wieder zu flicken; die griechische Antike sah die Welt vielmehr durch Zwist zerrissen, durch Kampf, durch Götterflüche geschlagen, von Krieg und Hader heimgesucht. Jedoch wartete sie auf keinen Messias, der alles wieder flicken oder heilen würde, sondern sie suchte danach, das Leben möglich zu machen, indem sie den Zwist als Wesen des Lebens anerkannte und ihn zugleich hegte.

Im Sinne dieses tragischen Tiefenblicks hatten die Fischer aus der eben erzählten Homer-Anekdote keine Fische gefangen, weil ihre Netze zerrissen waren. Und da sie keine wirklichen, sondern fiktive Fischer waren, die in einer Anekdote auf Leben und Tod auftraten, hatten sie ihre Netze auch nicht geflickt, sondern vorderhand das nächstliegende Lebensübel bekämpft, nämlich die Flöhe. Der tragische Denker, als den sich der frühe Nietzsche sieht, glaubt einfach nicht an die Reparatur der Netze und Gewebe.

Das führt zu dem erstaunlichen polemischen Aphorismus von den »Castraten am Conjekturenwebstuhl«.

Dieses Wort hat Nietzsche auf die philologischen Kollegen und unfähigen Leser seiner »Geburt der Tragödie« gemünzt. Und zwar in einer Notiz des Jahres 1873:

Die Philologen dieser Zeit haben sich als unwürdig erwiesen, mich und mein Buch zu sich rechnen zu dürfen. [...] Das was sich jetzt »Philologe« nennt [...], möge auch diesmal mein Buch übersehen: denn es ist männli-

³³ Ebd., Bd. 1, S. 14.

cher Natur und taugt nicht für Castraten. Denen geziemt vielmehr am Conjekturenwebstuhl zu sitzen.³⁴

Was aber machen die unwürdigen Philologen und Castraten am Conjekturenwebstuhl? Die aus dieser Perspektive sich aufdrängende Rebusrätsellösung: Sie arbeiten an dem großen, von Nietzsche zerrissenen Gewebe der schlüssigen historischen Fiktionen. Erinnern wir uns noch einmal daran, dass in Nietzsches Charakteristik die Philologen an keiner verdorbenen Stelle in ihren Texten vorübergehen können so wie die Frommen vor jedem Kreuz niederknien müssen. Sie verstehen das Ganze nicht und versuchen daher, mit Hilfe von Konjekturen die defekten Textgewebe wieder zu reparieren. Akustisch-moralisch erzeugt das den *femininischen Stimmklang*. Der maskulinische Philologe hingegen, der geschichtsmächtige *Voilà-un-homme*-Philologe, sieht, dass alle Texte zerrissen sind, und sie sind es, weil die Welt zerrissen ist. Das ist Nietzsches intuitives Bild der antiken Welt, die keinen kohärenten Text kennt. Daher kann der maskulinische Philologe auch das Rätsel des Dionysos lösen, denn es ist das Rätsel des von Mänaden zerrissenen Gottes, der wie alle Götter das religiöse Verständnis der Welt verkörpert. Und musikalisch wird diese zerrissene Welt in Dissonanzen vernehmbar.

Es ist daran zu erinnern, dass in Nietzsches Philologie etwas auf dem Spiel steht, dass es – historisch gesehen – um alles geht. Seine Philologie *versteht*, dass die geschichtliche Welt und die überlieferten Texte in ihrer Faktur kongruent sind. Und da diese Philologie zugleich für sich in Anspruch nimmt, die hellenische Kultur, die wahre Natur in ihren tragischen und erhabenen Zügen richtig oder vielmehr gesteigert erfasst zu haben, steht mit den historischen und philologischen Texten zugleich die metaphysische Wahrheit auf dem Spiel. Daher hat jeder Eingriff, erst recht jede Deutung, das Verstehen, eine gleiche Wirkung wie eine große Tat oder eine Schlacht. Darum sind der Philologe Goethe und der Krieger Napoleon beide Herren der Welt.

Der Herr der Welt Napoleon wusste allerdings genau, dass er, um die Welt zu beherrschen, auch die Texte und Überlieferungen beherrschen musste. Erst recht die Tragödienliteratur, die die Schule der

³⁴ Ebd., Bd. 7, S. 437f. (19/58).

großen Männer ist. Daher hat Napoleon nicht nur Corneille-Tragödien auswendig gelernt, sondern in Erfurt Goethe dringlich gebeten, nach Paris umzusiedeln und Voltaires republikanisches Drama »La mort de César« im monarchistischen Sinne, im Sinne des Cinna-Wortes, umzuschreiben. Das Angebot unterbreitete er nach einer Aufführung dieses Dramas, denn in diese »Schule der großen Männer« hat Napoleon noch im Oktober 1808 alle nach Erfurt gefluteten Könige und Fürsten geschickt. Das Drama wurde im Weimarer Theater mit dem großen Talma in der Hauptrolle von der eigens aus Paris angereisten Comédie Française aufgeführt. Immer noch dauerte die Epoche der Französischen Revolution fort, wo im Bewusstsein der Akteure erneut die römische Geschichte aufgeführt wurde. Und eben darum wollte Napoleon Voltaires César-Tragödie bearbeiten lassen, allerdings mit dem Hintergedanken, dass *gerade sie* sich nicht noch einmal wiederholen sollte. So operiert »maskulinische« Philologie: Das Lehrbuch der Geschichte umschreiben. Jetzt sollte es erst auf der Bühne und dann in der Weltgeschichte richtig laufen! Goethes Bearbeitung von Voltaires »La mort de César« sollte eine Tragödienkonjektur werden, das heißt: eine verbesserte, um das Misslingen gekürzte Version des Cäsarenschicksals! Denn Napoleon hatte in einem Gespräch mit dem großen Schweizer Historiker Johannes von Müller auf die Frage, was wohl Cäsar unternommen hätte, wenn die Verschwörer gescheitert wären, geantwortet: Er hätte die Parther bekriegt, die aus dem Osten drohende Gefahr gebannt. Müller verstand das als Ankündigung des Krieges gegen Russland, als Vollendung dessen, was Cäsar nicht mehr vergönnt war. Plutarch hätte seine Doppelbiographie Cäsar / Napoleon mit der Pointe versehen können, dass der Zwilling auf dem Schlachtfeld Cäsars Plan abschließen konnte, Russland zu besiegen.

Als Napoleon 1798 zu seinem Feldzug nach Ägypten aufbrach, nahm er eine ganze Bibliothek von mehr als 3000 Bänden mit.³⁵ Sie enthielt den Kanon der damaligen Literatur und Wissenschaft: Physik, Chemie, Astronomie, Architektur, Militärkunst, aber auch Philosophie, Moral, Literatur und Trivialromane wie zum Beispiel Baculard d'Arnauds »Fanni ou l'heureux repentir« oder »Mes loisirs utiles ou les

³⁵ Victor Audibert, Les livres de Bonaparte à Marseille. Marseille 1926.

plaisirs de la vertu«. Sehr fleißige Philologen haben sogar in den später von der Bibliothek in Marseille verwahrten, übrig gebliebenen Bänden nach Kaffeeflecken und Lesezeichen als Spuren von Napoleons Lektüren gesucht, um vielleicht am historischen Konjekturenwebstuhl die letzten Rätsel der Bonaparte-Politik zu lösen. Da wird erneut das gemeinsame Schicksal von Philologie und Weltgeschichte offenkundig!

Der Castrat am Konjekturenwebstuhl ist eine emblematische Gestalt in Nietzsches Denken. Er tritt dort auf, wo falsche Gewebe und trügerische Konjekturen fatale historische Wirkungen verursachen können. Der Castrat ist eine Gegenfigur zu allem, was Nietzsche der *Voilà-un-homme*-Männlichkeit zutraut. Nietzsche füllt das Label des *friderizianischen* Männlichen mit eine Serie von Paradigmen, die nichts Gender-Klischeehaftes haben: In »Jenseits von Gut und Böse« zählt er dazu: Skepsis, Unerschrockenheit des Blicks, Tapferkeit, Härte der zerlegenden Hand, zähen Willen [...] zu vergeistigten Nordpol-Expeditionen.³⁶ Denn die Völker in seiner gesteigerten geschichtlichen Welt teilen sich nicht in Männer und Frauen, an denen die Geschlechterklischees hängen, sondern sie teilen sich in Castrierte und Unerschrockene, in Conjekturenritter und unbezwingliche Charaktere, in Netzflicker und dionysische Rätselrater. Es sind Unterschiede intellektueller Unerschrockenheit, die das Lesen der Texte und Urkunden, das Auslegen der Geschichte und das Wagnis umfasst, den Blick in den tragischen Abgrund der Welt zu werfen.

Die drei Domänen, Geschichte, Literatur und Metaphysik, teilt Nietzsche jeweils in die Herrschafts- und Vorstellungsreiche des emblematischen Castraten und des unerschrockenen Gegenparts auf. Fraglos geht es dabei um die *geistige* Castration, um ein Wort aufzugreifen, das der Apostel Paulus zur Umdeutung des jüdischen Gesetzes und der körperlichen Beschneidung eingeführt hat. So ließe sich verkürzt sagen, dass bei Nietzsche *Castration* als Bild für die christlich-jüdische Unterwerfung der antiken Welt steht. Hier nur einige wenige Fundstellen aus der großen Zahl an Belegen dafür.

Seine lebenslange Polemik gegen den falschen Gegensatz von Gut und Böse hat Nietzsche zuletzt auf eine Kritik an der Sprache und an

³⁶ Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 5, S. 143.

den Begriffen der Moral zugespitzt. In der »Genealogie der Moral« und noch wortmächtiger im »Ecce homo« legt er dar, wie die christliche Moral alle natürlichen Instinkte, die Sinnlichkeit, den Stolz, die Herrschsucht, denunzierte, um das »Heerdentier«, den »guten Menschen« zu züchten. Dies lief auf nichts anderes hinaus, als die »Menschheit zu *castriren*«. ³⁷ Wohlgermerkt die Menschheit! Frauen und Männer. Und diese Zurichtung zu Herdentieren erfolgte seiner Analyse nach als ein Castriren an Worten und Namen. Der wahre oder natürliche Mensch, erklärte er, hieß nicht mehr »stolz« oder »herrschaftstüchtig«. Diese Attribute wurden ihm entrissen. Eine historische Zungenwäsche. Danach nannte er sich aber auch nicht »schwach«, sondern er schmückte sich mit dem Attribut »gut«, wie es im § 17 des »Antichrist« heißt. ³⁸ Das Projekt der »großen Politik«, seine Umwertung aller Werte, vollzog Nietzsche als Sprachkritik, denn der »Sprachgebrauch der modernen Moralität ist durch die *niederen Menschen* gemacht, die den Blick von unten herauf zur Moralität haben«. ³⁹ Zwanghaft gaben sie den Dingen falsche Namen, bis zu den höchsten Begriffen: Die Menschheit »hat endlich ihre Verzweiflung, ihr Unvermögen ›Gott‹ genannt«. ⁴⁰ Das Wort in Anführungszeichen ist die aktive Umwertung. Denn seine große Sprachpolitik betrieb Nietzsche auch typographisch, indem er alle Wörter, Begriffe und Namen, die es umzuwerten galt, in Anführungszeichen setzte. In Gänsefüßchen sind sie nur noch lexikalische Gespenster. Auch das ist Philologie, fridericianische Philologie. Sie ist große Gedankenpolitik, die der gesamten »deutschen Philosophie« ein »Anrecht auf Gänsefüßchen« einräumte. ⁴¹ Jacques Derrida sprach daher in seinem Vortrag über »Nietzsches Stile« von der »epochalen Herrschaft der Anführungszeichen«. ⁴² Mit den Anführungszei-

³⁷ Ebd., Bd. 6, S. 369. Hervorhebungen durch Sperrungen in den Zitaten aus Nietzsches Werken sind hier und im Folgenden wiederholt durch Kursivierungen ersetzt.

³⁸ Ebd., S. 183.

³⁹ Ebd., Bd. 11, S. 54 (25/155).

⁴⁰ Ebd., S. 559 (10/174).

⁴¹ Ebd., Bd. 5, S. 26.

⁴² Jacques Derrida, *Éperons*. Les styles de Nietzsche. Paris 1978, S. 86. – Ein weiterer einschlägiger Beitrag auf dem berühmten Nietzsche-Kolloquium in Cérisy-La-Salle 1972: Eric Blondel, *Les guillemets de Nietzsche: Philologie et généalogie*. In: Nietzsche aujourd'hui, Bd. 2. Passion (Publication du Centre Culturel de Cérisy-La-Salle). Paris 1973,

chen erhält zum Beispiel der »gute Mensch« eine typographische Konjektur, man könnte sagen: er wird als kastriert markiert. Hier nimmt das Wort Konjektur neben der Bedeutung »Ergänzung« auch den semantischen Wert »Entgänzung« auf. Solche *Castration* durch Umbenennung hat, wie man eben lesen konnte, nicht nur die Menschheit, sondern auch »Gott« und die Götter heimgesucht. So heißt es im »Antichrist« aus dem Jahr 1888: »Die *widernatürliche* Castration eines Gottes zu einem Gotte bloß des Guten läge [...] außerhalb jeder Wünschbarkeit. [...] Was läge an einem Gotte, der nicht Zorn, Rache, Neid, Hohn, List, Gewaltthat kannte.«⁴³

Hier nun wendet sich Nietzsches Blick wieder auf das Kampffeld der Geschichte. Wenn ein Volk den Glauben an seine Zukunft verliert, wenn es keine Nordpolabenteurer, vor allem keine fridericianischen Philologen mehr hervorbringt, das heißt, um den Schlüsselbegriff zu allem Erkennen anzuführen: wenn es dem *Willen zur Macht* entsagt, dann entreißt es auch seinen Göttern ihre wahren Attribute. Sie werden umbenannt, wodurch sie, wie es in »Der Antichrist« heißt, an »ihren männlichsten Tugenden und Trieben« beschnitten werden.⁴⁴ Dem Bild der »beschnittenen Götter« korreliert keine mythische oder religiöse Vorstellung. In dem wilden, blutigen Göttergezänk, von dem Hesiod in der »Theogenie« berichtet, wurde auch ein Gott fleischlich kastriert, nämlich Uranos durch seinen Sohn Kronos. Die »geistige Kastration« hingegen ist philologische Chirurgie, sie erfolgt durch Umbenennungen und Attributstausch: So vollzieht sie die Gegenerlösung von der negativ umgestülpten Metaphysik der christlichen »Corruption« der antiken Welt. Sie markiert die philologischen Manipulationen, die entstellten Adjektive und substantivierten Adjektive: Das war der Sprachgebrauch der eben erwähnten »feigen, femininischen, zucker süßen Bande«. Und die Corruption der Sprache wird von den Schwärmerischen, Idealistischen, *Femininischen*, Hermaphroditischen fortgesetzt.

Genau das ist auch das Werk der gelehrten Castraten am Conjekturenwebstuhl. Sie weben und flicken und verknoten falsche Namen, Be-

S. 153–178. – Allen voran jedoch: Martin Heidegger, Nietzsche, Bd. 1. 6. Aufl. Pfullingen 1998, S. 210, 459, 486.

⁴³ Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 6, S. 182.

⁴⁴ Ebd., S. 183.

griffe und Deutungen, um das trügerische Textgewebe der religiösen Illusionen instand und kohärent zu halten, damit kein Christenfisch hindurchschlüpfen kann.

Eine letzte Bemerkung zu dem großen Thema der Interpretation bei Nietzsche.⁴⁵ Wer anders als die Philologen interpretieren? In der »Genealogie der Moral« warnt Nietzsche daher vor den Philosophen, die widersprüchliche Begriffe wie »reine Vernunft« oder »Erkenntnis an sich« in die Welt gebracht haben. Er warnt explizit und er warnt typographisch, indem er auch diese kontaminierten Begriffe in Anführungszeichen setzt. Die Begriffe sind Fehldeutungen oder genauer: Fehlsichten. Es gibt auch castrirte Augen, wie das Schicksal des Oedipus lehrt. Das Erkennen nutzt in unserer philosophischen Rhetorik stets die Semantik des Sehens, wie Idee, Spekulation, Perspektive, Eidetik, und die Gegenstände der Erkenntnis bewegen sich im visuellen Feld. Wie aber lässt sich regulieren, dass richtig gesehen wird und damit in der Folge richtig interpretiert wird? In der »Genealogie der Moral« stellt Nietzsche diesen Zusammenhang her: zwischen philosophischem Sehen und Castration:

[...] Es giebt *nur* ein perspektivisches Sehen, *nur* ein perspektivisches ›Erkennen‹; und *je mehr* Affekte wir über eine Sache zu Worte kommen lassen, *je mehr* Augen, verschiedene Augen wir uns für dieselbe Sache einzusetzen wissen, um so vollständiger wird unser ‚Begriff‘ dieser Sache, unsre ›Objektivität‹ sein. Den Willen aber überhaupt eliminiren, die Affekte sammt und sonders aushängen, gesetzt, dass wir dies vermöchten: wie? hiesse das nicht den Intellekt *castriren*?...⁴⁶

Bei allem Interpretieren, das im Sinne des Willens zur Macht stets einem perspektivischen Sehen folgt, bei der Tätigkeit des Philologen sind unvermeidlich und notwendig auch Triebe, neidische, lüsterne, eifersüchtige, stolze, böse, großmütige »Instinkte« mit im Spiel. Daher ist es keineswegs ausgemacht, dass die Affekte Irrtümern und Illusionen entgehen, wenn sie das Interpretieren anleiten. Die Täuschung ist nur dann Folge der Selbstverstümmelung, wenn der Interpret, der Philolo-

⁴⁵ Vgl. Hendrik Birus, »Wir Philologen...«. Überlegungen zu Nietzsches Begriff der Interpretation. In: *Revue Internationale de Philosophie* 38, 1984, S. 373–395.

⁴⁶ Nietzsche, KSA Werke (wie Anm. 7), Bd. 5, S. 365.

ge um seine Affekte gekürzt ist. Wenn er spricht, dann vernimmt das feine Ohr den »femininischen Stimmklang« in dieser Philologie.

Und damit geht der Blick also noch einmal auf die Urszene in Erfurt zurück, auf die kaiserlich-goethesche Urszene mit dem weltherrscherlichen Ruf des Erstaunens, dem unsterblichen Zitat, auf das »*Voilà un homme*«, das in vielen Goethe-Ohren wie die Wiederholung oder wie eine Parodie des *Ecce homo* vom Richterstuhl des Pilatus in Jerusalem klingt. Vor dem Panorama der deutschen Geschichte, wo über das Schicksal der Bücher, der Natur, der Texte entschieden wird, wo die Castraten am Conjekturenwebstuhl spinnen, erfassen Nietzsches Augen eine Restitutionsszene: Der Herr der Welt, der französische Kaiser und Antichrist, gibt dem Deutschen seinen fridericianischen Phallus zurück.